

Kontrast, nicht Konkurrenz!

Zur kirchlichen Bedeutung der Pastoralpsychologie

■ RAINER BUCHER



Geboren 1956 in Nürnberg/Bayern, Dr. theol. 1986 (Fundamentaltheologie, Würzburg); 1986–1990 Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Patrologie, Bamberg; ab 1991 beim Cusanuswerk; Juli 1996: Habilitation in Pastoraltheologie; seit Feb. 1997 Privatdozent in Bamberg. Ab 2000 Professor für Pastoraltheologie am Institut für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie der Universität Graz, Dekan der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät.

So richtig geliebt wird sie innerkirchlich immer noch nicht, die Pastoralpsychologie. Dass man sie, irgendwie, gebrauchen kann, mag man noch zugeben, aber ein wenig unheimlich ist sie immer noch, 150 Jahre nach Freuds Geburt.

Und das ja nicht ganz ohne Grund. Schließlich sind die Beziehungen zwischen Psychologie und Pastoral über lange Jahrzehnte alles andere als friedlich verlaufen, ist Religion für Freud bekanntlich eine Illusion, was freilich, wie er gleich anfügt, keineswegs automatisch bedeute, dass sie ein Irrtum sei, aber eben doch, dass ihr primäres Motiv in der Wunscherfüllung liege. Zudem stand und steht, und das ja nicht ohne Grund, die Pastoral der Kirche im Verdacht, ein einziger paternalistisch-patriarchalischer Gängelungs- und Infantilisierungszusammenhang zu sein, aus dem auszubrechen geradezu notwendig ist, will man erwachsen werden oder gar glücklich.

Neue Königinnen lieben alte Königinnen nicht und alte die neuen noch viel weniger. Zu offenkundig löste die psychologische Definitionsmacht über den Menschen die alte religiöse Bestimmungsmacht ab, als dass die Vertreter der Religion sich einfach damit zufrieden geben könnten. Zu deutlich beansprucht und besetzt die Psychologie, zumindest bei den gebildeten Ständen, nunmehr jene Stelle der Seelenlenkung und Biographieleitung, die vormals die Priester der Religion besetzt hatten, als dass es nicht zu Rivalitäten käme, zu deutlich schließlich knüpft die Psychologie auch, trotz aller emanzipatorischer Rhetorik und Absetzbewegung, an die alte Pastoralmacht (Foucault) der Kirche an, mag sie diese auch wissenschaftlich (oder so ähnlich) statt religiös begründen.

Wie die Kirche arbeitet eben auch die Psychologie an jener Schnittstelle, wo sonst und früher die Religion ihr Monopol hatte: an der Schnittstelle von Theorie und Praxis menschlicher Existenz. Dass sie, diese neue Wissenschaft, dann bisweilen genauso priesterlich-erhaben daherkam und daherkommt, genauso unangreifbar und manchmal sogar übergriffig wie jene alte religiöse und kirchliche Definitions- und Handlungsmacht, das macht das Verhältnis auch nicht einfacher.

Vielleicht wird dieses Verhältnis gegenwärtig sogar erst richtig prekär. Denn schließlich ist die katholische Kirche in westlichen Gesellschaften nicht mehr in jener kämpferisch-selbstbewussten Position, in der sie war, als Freud und all die anderen auftauchten und der Kirche das Definitionsmonopol über die „Seele“ und alles, was sonst noch zum Menschen gehört, raubten. Ganz im Gegenteil: Die Kirche ist so verunsichert wie schon lange nicht mehr, ihr schützendes sozial-moralisches Milieu hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast vollständig aufgelöst. In solchen Krisen- und Übergangssituationen neigt man gerne zu Nervosität und bisweilen eben auch zu Konkurrenzbeschimpfung.

Rivalen um dieselbe Kompetenz

Im Kern laufen die Probleme zwischen Pastoral und Psychologie darauf hinaus, dass man um dieselbe Kompetenz konkurriert: um die Kompetenz der Seelenleitung, der Existenzerhellung und Lebensführung oder wie immer man das nennen will. Dieses *Modell rivalisierender Kompetenzen* arbeitet sich aneinander ab, nicht zuletzt in wechselseitigen Verdächtigungen, wie das unter Geschwistern manchmal üblich ist. Man wird nicht sagen können, dass dies vorbei sei, aber sagen müssen, dass es fatal ist.

Wenn ich aber recht sehe, ist es auch nicht mehr die Regel. Auf den eigenen Kompetenzverlust kann man nämlich auch anders, souveräner reagieren, durch das Modell externer Kompetenzerweiterung etwa. Wer spürt, dass er mit seinen eigenen Kompetenzen nicht mehr selbstverständlich an- und durchkommt, erwirbt sich neue, geht bei jenen in die Lehre, die jetzt das versprechen. Das ist der Weg vom sakralen Hierarchen zum psychologisch ausgebildeten einfühlsamen Biographiebegleiter, und ihn zu gehen, liegt nahe. Denn die nachtraditionale Gesellschaft, die ihre Selbstverständlichkeiten immer erst herstellen muss, produziert eine unabsehbare Menge an biografischen und kognitiven Kontingenzen, die nach Bewältigung schreien.

Hier stützen sich psychologische und theologische Kompetenzen, ergänzen sich, legitimieren sich gegenseitig. Das ist viel wert, aber auch ein Problem. Denn das *Modell sich stützender Kompetenzen* von Theologie und Psychologie könnte verschleiern, welche Probleme das je andere Fach aufwirft und ungelöst mit sich schleppt. Denn man kann nun diesen Problemen ins andere, erfolgversprechendere Modell ausweichen.

Pastoralpsychologisch etwa ist es Allgemeingut, dass Aufmerksamkeit und nicht-direktive Kommunikation unabdingbar sind für gelingende Begleitung. Was bedeutet dies für die Wort-Verkündigung in der Predigt und anderswo? Wie reden SeelsorgerInnen da von Gott, von Erlösung und Heil und auch Sünde, Schuld und Leid? Hat das eine Auswirkungen auf das andere? Oder wechselt man zu jener Sprach- und Handlungsform, die gerade den größten Rezeptionserfolg verspricht?

Und umgekehrt: Was bedeutet der Glaube für die (pastoral-)psychologische Kompetenz? Das Modell rivalisierender Kompetenzen kann hierauf natürlich überhaupt keine Antwort geben. Aber auch das Modell sich wechselseitig stützender Kompetenzen kann nicht das letzte Wort im Handlungsverhältnis zwischen Pastoral und Psychologie sein. Denn dieses Modell könnte verschleiern, woran zu arbeiten wäre: an den Defiziten der eigenen Pastoral und ihrer Begriffe, um nur von jenem Bereich zu sprechen, für den ich stehe.

Konkurrenz oder wechselseitige Kompetenzstützung

Wie wäre dann das Praxisverhältnis von Psychologie und Theologie, wie es die Pastoralpsychologie bearbeitet, zu gestalten, so, dass die Pastoral wirklich davon nachhaltig profitiert? Das Stich- und Konzeptwort, das ich anzubieten habe, ist wenig spektakulär: Es lautet „Kontrast“. In der Pastoralpsychologie treffen theologische und psychologische Kompetenz am nämlichen Objekt, dem Menschen in seiner konkreten, oft leidbeschwerten Lebenssituation, aufeinander. Das kann zu Konkurrenz führen und wird dann destruktiv. Das kann auch zu wechselseitiger Kompetenzstützung führen und wirkt dann hilfreich, aber verändert wechselseitig wenig.

Das kann aber auch zu einem kreativen Kontrast führen, der Neues sichtbar macht, und zwar in beidem: in unserem Glauben wie in unserer psychologischen Sicht des Menschen. Das wäre das Ziel. Die Differenz von theologischer und psychologischer Perspektive auf den

Menschen sollte weder zur Denunziation des jeweils anderen benützt noch regionalisiert und harmonisiert werden. Sie sollte kreativ werden. Aber wie geht das? Nur kritisch.

Gerade weil man gegen Freud festhalten muss, dass der Glaube von Realitäten, nicht von Idealitäten spricht, gilt: Er ist in seinen Konsequenzen überprüfbar. Ist das Leben in Gott im Glauben zu finden, oder nicht? Pastoralpsychologische Sensibilität kann als Gegengift gegen jeden Institutionalismus der Pastoral wirken. Denn die Pastoralpsychologie kann mit anderen Mitteln und anderen Methoden, mit anderen Begriffen und anderem Blick feststellen, welches Leben aus welchem Glauben folgt und welches Leben wohin führt.

Freilich: Niemand hat eine umfassende und gar objektive Definitionsmacht über den Menschen: weder die Theologie noch die Psychologie. Die christliche Religion weiß das sogar, wenn sie es in der Praxis auch immer mal wieder vergisst. Denn die christliche Theologie sagt: Der Mensch ist ein Geheimnis Gottes und Gott ist das Geheimnis der menschlichen Existenz.

Kontrast der Selbstbescheidung

Psychologisches Reden vom Menschen ist manchmal in der Gefahr, ein wenig vorschnell den humanwissenschaftlichen Glauben an die grundsätzliche Aufklärbarkeit des Menschen zu teilen. Da könnte die Pastoralpsychologie als theologische Disziplin einen Kontrast liefern, der alles andere als harmlos ist: den Kontrast der Selbstbescheidung. Die modernen Humanwissenschaften beerben die Theologie nämlich gerade in einigen ihrer schlechteren Eigenschaften, etwa jener, Totalperspektiven über alles herstellen zu wollen. Da hat heute die Theologie Einspruch zu erheben und auf jene letzte Geheimnishaftigkeit hinzuweisen, jene Unverrechenbarkeit, die der Mensch, als Gottes Ebenbild, ist.

Man darf die Pastoralpsychologie nicht aus der Aufgabe entlassen, Theologie zu sein. Sie ist es, wenn sie sich als Teil der Pastoraltheologie unter die Herausforderung des Pastoralbegriffs des II. Vatikanums stellt.¹ Er definiert Pastoral als kreative und handlungsbezogene Konfrontation von Evangelium und menschlicher Existenz in ihrer sozialen wie personalen Dimension.²

Man darf aber auch die Theologie nicht aus der Aufgabe entlassen, sich auf dem Feld der menschlichen Existenz zu bewähren und dem kritischen Blick der Psychologie zu stellen. Oder wechselt man nur, wenn es angezeigt ist, vom kirchlich-paternalistischen Handlungsmodus in

■ Die Differenz von theologischer und psychologischer Perspektive auf den Menschen sollte kreativ werden.

1 Siehe dazu: R. Bucher, *Wer braucht Pastoraltheologie wozu? Zu den aktuellen Konstitutionsbedingungen eines Krisenfaches*, in: Ders. (Hrsg.), *Theologie in den Kontrasten der Zukunft*, Graz 2001, 181–197.

2 Dies in deutlichem Kontrast zur vor-vatikanischen Fassung als lebenslange, heilsorientierte Seelsorge von Klerikern an Laien. Siehe dazu das Themenheft: „Der halbierte Aufbruch. 40 Jahre Konzilskonstitution *Gaudium et spes*“ PThI 25 (2005) 2. „Seelsorge“ kann dann als „biografiebezogene Pastoral“ definiert werden. Siehe dazu: R. Bucher/K.-H. Ladenhauf, „Räume des Aufatmens“. *Welche Seelsorge brauchen Menschen heute?*, in: R. Bucher (Hrsg.), *Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche*, Würzburg 2005, 154–176.

■ **Heilung,
Erlösung und
Befreiung sind
Geschenke,
die in einem
schwierigen
Spiel von
Freiheit und
Gnade gegeben
werden.**

den psychologisch-empathischen? Anders gesagt: Schmückt die Pastoralpsychologie die Kirche mit ein paar psychologisch sensibilisierten Handlungsnischen oder denkt die Pastoralpsychologie als theologische Disziplin darüber nach, was diese Sensibilität für den Glauben und seine Inhalte bedeutet?

Stellt sich die Pastoralpsychologie der Frage, was die großen Begriffe unserer Tradition, was also „Auferstehung“, „Sünde“, „Erlösung“ und schließlich „Gott“ unter den Bedingungen eines psychologisch sensibilisierten Wissens und Handelns bedeuten könnten? Hilft die Pastoralpsychologie, aus diesen alten Begriffen des Glaubens *Existenzbegriffe heutigen Lebens* werden zu lassen? Ein Beispiel: Wenn etwa die christliche Theologie behauptet, Jesus habe uns erlöst, dann geht diese Aussage im kirchlichen Normaldiskurs einigermäßen leicht über die Lippen. Angesichts ihrer geradezu ungeheuerlichen Dimensionen ist das erstaunlich. Ihr Sinn mag uns klar sein, aber auch ihre Bedeutung?

Im Mittelpunkt der klassischen Erlösungslehre steht nicht die Erlösung, sondern der Erlöser in seiner Kraft und Macht, steht nicht der Befreiungsprozess des Leidenden, sondern die Vollmacht Gottes und seines Sohnes. Die Psychologie aber weiß, dass Erlösung im menschlichen Leben ein Prozess ist, der durchlitten werden muss. Dass in ihm der Leidende und nicht der Therapeut im Mittelpunkt steht, dass in ihm Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine ganz eigene Neubestimmung erfahren, nicht zuletzt in ihrer Beziehung zueinander. Pastoralpsychologen und -psychologinnen müssen daher einen Erlösungsbegriff kritisieren, der meint, ohne die Erlösten und ihren mühsamen Befreiungsprozess von Erlösung sprechen zu können, der meint, dass der Erlöser und nicht der oder die Erlöste in seinem Mittelpunkt stehe, und der Erlösung nur als etwas Vergangenes in Jesu Leben oder Zukünftiges in Christi Wiederkunft sieht, aber keinen Bezug zwischen dieser Vergangenheit und dieser Zukunft und unserer Gegenwart herstellen kann.

Neues Licht auf das Glaubensganze

Sicher: Auch die Einsichten und Erfahrungen der Pastoralpsychologen und Pastoralpsychologinnen sind perspektivisch, denn sie werden von einem bestimmten Standpunkt aus gemacht und in die Pastoralpsychologie eingebracht. Aber sie sind von allgemeiner Bedeutung, denn sie werfen ein neues Licht auf das Ganze des Glaubens. Sie geben ihm einen konkreten Ort, wo er sich bewähren kann, kritisie-

ren ihn aber damit auch dort, wo er es nicht tut, wo er also diesen Ort zwar behauptet, aber nicht wirklich erreicht, gar verrät. Etwa wenn er von Erlösung spricht, aber nicht angeben kann, welche Bedeutung dieses Sprechen hat, und daher nur Unterwerfung unter dieses Sprechen fordert.

Aber auch Theologen und Theologinnen können den Pastoralpsychologen und Pastoralpsychologinnen zu einiger Selbstkritik verhelfen, etwa zur Selbstkritik jener typisch humanwissenschaftlichen Erlösungs- und Machbarkeitsphantasien, wie sie allen aufklärerischen Wissenschaften eigen sind. Die Theologie muss von der Bibel her festhalten, dass Heilung, Erlösung und Befreiung Geschenke sind, die in einem schwierigen Spiel von Freiheit und Gnade gegeben werden.

Die Theologie bezieht sich auf reale Dinge, nicht nur auf ein Jenseits der Welt, nicht auf eine Welt, die anderswo und ganz anders ist. Dies dann allerdings unter der Perspektive jenes Gottes, den Jesus verkündet hat: in Worten und Taten. Damit wird die Theologie erfahrbar, nachprüfbar und auch kritisierbar. Die Psychologie ist eine wichtige Perspektive, unter der dies geschieht, aber die Theologie ist auch eine Perspektive, unter der psychologisches Wissen erfahrbar, nachprüfbar und kritisierbar wird. Denn beide beziehen sich, aus unterschiedlicher Perspektive, auf den Menschen in seiner unheilen Existenz.

Geschwister in der Entdeckung menschlicher Existenz

Theologie und Psychologie sind daher in ihrer spezifischen Verbindung in der Pastoralpsychologie weder Konkurrenten um die Erlösung des Menschen noch einfach wechselseitige Kompensationshelfer der eigenen Sprach- und Hilflosigkeit. In der Pastoralpsychologie sind sie Brüder oder Schwestern in der Entdeckung menschlicher Existenz, wie sie unter der Perspektive des Gottes Jesu sein könnte.

Genau darin liegt denn auch beider und der Pastoralpsychologie Bedeutung für die Kirche. Denn in der Kirche geht es nicht um irgendetwas, sondern genau darum: um menschliche Existenz, wie sie sein könnte im Horizont Gottes.

Denn das weiß das Volk Gottes aber nicht einfach, das muss es immer wieder entdecken, erfahren, erkunden. Das Volk Gottes kann an seiner Aufgabe nämlich auch scheitern. Deshalb muss es dankbar sein für alles und alle, die es an seine ureigenste Aufgabe erinnern. Etwa die Pastoralpsychologie.